

Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

26.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[Oktober 26, 1855.

Tufane oder Pfeffer-Vögel.



1) Kralari Tufan (*Rhamphastos Aracari*).

2) Rothhäuchiger Tufan (*R. Erythrorynchos*).

3) Schwarzer und gelber Tufan (*A. Discolorus*).

4) Toco Tufan (*A. Toco*).

Diese Gruppe von Tukan's ist aus Levaillant's Naturgeschichte der Paradiesvögel, Tukan's u. s. w. entlehnt, und stellt folgende Arten dar:

- 1) Urakari Tukan (Rhamphastos Aracari).
- 2) Rothhäuchiger Tukan (R. Erythrorhynchus).
- 3) Toco Tukan (A. Toco).
- 4) Schwarzer und gelber Tukan (A. Discolorus).

Der Pfeffervogel, Tukan, Pfefferfraß, Pfefferfresser, zeichnet sich durch seinen großen, unproportionirten, konvexen, oben rachenförmigen und am Ende gebogenen Schnabel aus, welcher hohl, sehr leicht und an den Rändern mit nicht entsprechenden, sägezahnartigen Einschnitten versehen ist. Die Nasenlöcher sind so klein, daß man sie kaum sieht, und rund, dicht am Kopfe befindlich; bei vielen liegen sie unter den Federn versteckt. Die Zunge ist lang, schmal und an den Rändern besiedert. Von den Zehen stehen zwei nach vorne und zwei nach hinten. Die Pfeffervögel bewohnen Südamerika, und man trifft sie bloß innerhalb der beiden Wendekreise an, indem sie gar keine Kälte vertragen können.

Wegen des großen Schnabels, der bei einigen länger als der ganze Leib ist, haben die Vögel ein einfältiges Ansehen. So sonderbar uns der Schnabel vorkommt und so auffallend die Zunge auch ist, so entsprechen beide wahrscheinlich doch der Lebensart dieser Vögel; denn man kann mit Recht annehmen, daß in der Natur Alles zweckmäßig eingerichtet und weder etwas Ueberflüssiges ist, noch etwas fehlt, was zur Erhaltung des Lebens eines Thieres erforderlich ist. Der Schnabel des Pfeffervogels ist ungemein leicht und so dünn, daß er jedem Fingerdrucke nachgiebt; daher dient er weder zur Vertheidigung, noch als Werkzeug, seine Nahrung zu zerstückeln, welche diese Vögel vielmehr ganz hinunter schlucken. Ihre Beine sind nicht zum Gehen eingerichtet, sie dienen ihnen vielmehr zum Klettern und zum Anhalten an den Baumzweigen. Das Hüpfen der Pfeffervögel ist ungeschickt. Sie leben sehr gesellig und halten sich in kleinen Schaaeren von 12 bis 16 beisammen auf. Ihr Flug ist schwerfällig und langsam, aber hoch. Sie sitzen gern auf den Wipfeln hoher Bäume und machen da sehr lebhaft Bewegungen und einen gewaltigen Lärm.

Die Pfeffervögel sind eigentlich keine Zug-, sondern Strichvögel, welche stets aus einer Gegend in die andere ziehen, wo sie Nahrung finden; diese besteht in allerhand Früchten, besonders von Palmen. Sie lassen sich leicht zähmen und fressen in der Gefangenschaft auch Brod, Fische und fast Alles, was man ihnen hinwirft. Mit der Spitze des Schnabels fassen sie die Nahrungsmittel an, werfen sie in die Höhe und fangen sie auf. Wie schon oben erwähnt, sind sie gegen die Kälte äußerst empfindlich und suchen sich selbst in heißen Himmelsstrichen gegen die kühlen Nächte zu verwahren; wenigstens hat man gezähmte Tukan's selbst in ihrem Vaterlande Stroh und dergleichen zusammengetragen sehen, um sich davon ein Nest zu machen und dem Ansehen nach die kühle Erde zu vermeiden. Ihr Fleisch ist schwarz, ziemlich hart, aber dennoch genießbar.

Die Farbe der verschiedenen Arten von Pfeffervögeln ist abweichend, aber im Ganzen schön. Bei einigen ist die Brust schön orangefarbig, bei andern schwarz. Ihre schönen Federn werden von den Frauen in Brasilien und Peru zum Schmuck getragen.

Unter den Pfeffervögeln giebt es eine Art, welche man den Prediger (*rhamphastos picatus*) nennt, dem man diesen Namen deshalb gegeben hat, weil er sich

über seine Gesellschafter, wenn diese schlafen, auf den Gipfel des Baumes zu setzen und ein Geschrei zu machen pflegt, welches aus schlecht artikulirten Tönen zu bestehen scheint. Der Vogel soll dabei den Kopf von einer Seite zur andern drehen, um die Raubvögel zu beobachten. L'Hevet hat ihn zuerst erwähnt.

Hr. Broderip hat einen Tukan in einer kleinen Menagerie beobachtet und gesehen, daß er kleine Vögel, z. B. Goldfinken, frist und sie mit einem Drucke seines Schnabels tödtet; er riß seine Beute in Stücken und verschlang jeden Theil, selbst den Schnabel und die Beine. Der Schnabel war das einzige Werkzeug, womit er sein Futter in Stücken zerriß. Auch scheint es, daß dieser Vogel einige von seinen Speisen wiederkaut.

Drei Hauptpunkte der Feldwirthschaft.

Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß der Boden, in dem eine besondere Pflanze gewachsen ist und in dem sie sich der Absonderungen ihrer Wurzeln entledigt hat, für das Wachstum von Pflanzen von derselben oder der verwandten Art nachtheilig wird, obgleich andere Arten sehr gut darin gedeihen. In der Dekonomie ist diese Bemerkung von der größten Wichtigkeit, weil die ganze Theorie der Reihenfolge der Getreidearten oder Ernten darauf beruht. Diese wichtige Entdeckung ward wahrscheinlich von den Belgiern gemacht; wenigstens haben sie das Verdienst, daß sie zuerst deren Theorie entwickelt haben. Sonst sagte man, daß das ganze Geheimniß einer guten Feldwirthschaft darin bestehe, daß man gut ackere und tüchtig dünge; allein hierzu muß man jetzt noch ein Drittes setzen: die Ernten müssen so auf einander folgen, daß sie einander gehörig unterstützen, wenn man von einem und demselben Acker jährlich den größten Ertrag erhalten will. Die ganze Theorie beruht auf der Thatsache, daß alle Pflanzen schlecht auf Feldern gedeihen, welche erst vorher Ernten von derselben Art, ja selbst von demselben Geschlechte oder derselben Familie getragen haben. Man darf nicht wieder Roggen auf das Feld säen, auf dem so eben erst Roggen gestanden hat, weil man sonst eine schlechte Ernte bekommt. Dieß rührt nicht von der Erschöpfung des Bodens, welche etwa während des Wachstums der vorigen Ernte Statt gefunden, sondern von dem Verderbniß des Bodens durch die Mischung von vegetabilischen Absonderungen aus den Wurzeln her, welche für Pflanzen von derselben Art verderblicher sind, als für andere. Die Erfahrung lehrt dagegen, daß die Absonderungen einiger Pflanzen für das Wachstum anderer von einer verschiedenen Familie vortheilhaft sind, z. B. Hülsenfrüchte verbessern den Boden für Körnerfrüchte (Roggen, Weizen, Gerste). Man hat mancherlei Ursachen davon angeführt, welche vielleicht mehr oder weniger zu der oben angeführten Erscheinung beitragen; allein sie sind nur Nebenursachen im Vergleich mit dem, was die eigentliche Verschlimmerung des Bodens betrifft, welche durch die Vermischung desselben mit den Absonderungen der vorhergehenden Ernte durch die Wurzeln entsteht. Man muß daher mit den Ernten gehörig wechseln, wenn sie einen guten Ertrag geben sollen.

Der berühmte Pflanzenkenner zu Genf, Hr. de Candolle, stellt folgende Hauptgrundsätze auf, die sich auf physiologische Principien gründen und die, wenn man sie befolgt, reichliche Ernten liefern: zuerst sollte niemals eine neue Ernte auf eine andere von derselben

Art folgen, außer unter ganz besondern Umständen, als z. B., wo der Boden jährlich erneuert wird, oder wo er von Natur so fruchtbar ist, daß er den Nachtheilen widersteht, welche sich gewöhnlich aus einem solchen Systeme ergeben. Zweitens sollte keine neue Ernte auf eine andere folgen, die man durch Pflanzen von derselben Familie gewonnen hat. Eine merkwürdige Ausnahme hiervon macht man im Garonnehale in Frankreich, wo der Boden einen zweijährigen Wechsel zwischen Weizen und Mais gestattet. Drittens verderben alle Pflanzen mit scharfen und milchigen Säften den Boden, und ihre Ueberreste sollten nie nach dem Wegschaffen einer Ernte untergepflügt werden. Viertens verbessern Pflanzen mit süßen und schleimigen Säften den Boden zum Anbaue anderer von einer verschiedenen Familie. Die vorzüglichsten darunter sind die Hülsenfrüchte tragenden Pflanzen

Der Schildkrötenfang.

Die Schildkröte (Testudo) gehört unter die Amphibien, und zwar zu den vierfüßigen. Sie hat also vier Beine, einen kurzgeschwänzten Körper mit einem kleinen geschilderten Kopfe, einen zahnlosen Mund, eine kurze, dicke Zunge und ein hartes knochenähnliches Rücken- und Bauchschild. Das erstere ist mehr oder weniger gewölbt und von Umfange größer, als das platte Brustschild; beide aber sind so mit einander verbunden, daß sie einen Harnisch bilden, der alle Theile des Körpers bis auf den Kopf, die Beine und den Schwanz bedeckt. Diese streckt das Thier durch zwei Oeffnungen aus dem Harnische hervor, um sie zu den gehörigen Verrichtungen zu gebrauchen. Die meisten Schildkröten sind überdies so gebildet, daß sie die angeführten Theile unter die harte Bedeckung zurückziehen können. Die Löcher, wodurch sie dieselben hervorstrecken, sind klein, und kein Raubvogel oder kein anderes Thier kann ihnen etwas anhaben. Die harnischähnliche Bedeckung ist mit ihnen verwachsen oder macht einen Theil ihres Körpers aus; so legen sie dieselbe nie ab, sondern tragen sie überall mit sich herum. Hat die Schildkröte Kopf, Beine und Schwanz eingezogen, so gleicht sie einem leblosen Körper; man bemerkt an ihr keine Bewegung und alle Gefahr ist in diesem Zustande von ihr entfernt.

An der Schnauze stehen vorne die Nasenlöcher. Die Mundöffnung liegt unterwärts und reicht bis an die Ohren; die obere Kinnlade ragt über die untere hervor. Außere Ohren haben die Schildkröten nicht, und die Stellen, wo die Gehörorgane liegen, sind nur durch besondere Schuppen oder Schildchen bemerkbar. Die großen Augen stehen nur bei Wenigen hervor.

Die Schilde bestehen aus mehreren festen Stücken, mit gezähnten, mehr oder weniger in einander greifenden Rändern. Bei manchen Arten sind die einzelnen Stücke des Bauchschildes etwas beweglich. Sowohl auf dem Rücken als auf dem Bauchschild befinden sich Schuppen, die der Größe, Gestalt und Zahl nach fast bei allen verschieden sind.

Es giebt See-, Fluß- und Landschildkröten, und die ersten, welche einen großen Kopf haben, können ihn nicht ganz unter dem Schilde verstecken. Die Schildkröten sind bald mehr, bald weniger groß. Das Schild der größten mißt vier bis fünf Fuß in der Länge und 3 bis 4 Fuß in der Breite. In der Mitte ist dann der Körper nicht selten 4 Fuß dick; der Kopf 7

bis 8 Zoll lang und 6 bis 7 Zoll breit. Hals und Schwanz sind fast eben so lang und das Gewicht einer solchen Schildkröte beträgt an 800 Pfund.

Die Schildkröten wachsen sehr langsam und scheinen ein sehr hohes Alter zu erreichen. Ihre Lebenskraft ist sehr groß und man hat dem berühmten Niebuhr zu Surate erzählt, eine in dem Thierospitale dieser Stadt unterhaltene Landschildkröte sey 125 Jahre alt. Monate lang bleiben sie an feuchten Orten ohne Nahrung leben und sterben oft erst nach mehreren Tagen, wenn ihnen der Kopf abgehauen ist.

Die Meerschildkröten leben größtentheils von Seetang und andern Seegewächsen, so wie auch von Conchylien und andern Seethieren. Falls sie an's Land gehen, sollen sie auch Gras und andere Gewächse fressen. Die Fluß- und Landschildkröten verzehren, außer Fischen, auch Schnecken und anderes Gewürm.

Die Begattung der Fluß- und Landschildkröten geschieht wie bei den Säugethieren, wobei das Männchen sehr hisig ist; allein von jener der Seeschildkröten weiß man noch nichts Gewisses. Das Eierlegen geschieht bei allen drei Arten auf einerlei Weise: die Weibchen sind sehr fruchtbar und legen eine große Menge Eier. Die Meerschildkröten graben des Nachts Löcher in den Sand am Ufer des Meeres und legen darein ihre Eier, welche sie mit Sand bedecken und der Sonnenwärme zur Ausbrütung überlassen. Die größten legen innerhalb zwei Stunden an 200 Eier. Nach mehreren Wochen sind die Eier ausgebrütet, und die Jungen laufen gerade nach dem Meere zu, auch wenn man sie eine Strecke vom Ufer entfernt niedersezt. Sie laufen schneller, als die Alten. Ein Schildkrötenweibchen soll jährlich, doch zu verschiedenen Malen, an 1000 bis 1200 Eier legen. Die Flußschildkröten verscharren ihre Eier auch im Sande am Ufer des Gewässers, in dem sie sich aufhalten. Die Landschildkröten legen sie auf die Erde in Gruben. Die Eier der Schildkröten sind rund, bei manchen länglich, mit einer festen Haut überzogen, die dem nassen Pergamente gleicht, und an Größe sehr verschieden. Menschen und Thiere suchen sie häufig auf und verzehren sie.

Die beiden Spielarten, die hier abgebildet vorliegen, sind: a) die grüne Schildkröte, und b) die Loggerhead (Tölpel-) Schildkröte. Die erste Art braucht man vorzüglich zum Essen. Man findet sie in großer Menge an den Küsten aller Inseln und festen Länder der heißen Zone. Die Sandbänke, welche diese Küsten umgeben, sind mit Seegrass bedeckt, und auf diesen Wasserweiden, welche der Oberfläche nahe genug sind, daß man sie mit bloßen Augen erkennen kann, sieht man Schaaren von Schildkröten.

Der Holzschnitt, den wir hier liefern, stellt die Art und Weise vor, wie die Seeschildkröten an den Küsten von Cuba und des Festlandes von Südamerika gefangen werden. Obgleich die Weibchen zum Eierlegen die Nacht wählen, so können sie den Nachstellungen ihrer Feinde doch nicht entgehen. Die Fischer lauern auf sie am Ufer beim Einbruche der Nacht, besonders wenn es Mondschein ist, und so wie sie von der See herkommen und nach derselben zurückkehren, wenn sie ihre Eier gelegt haben, schlagen sie mit Knütteln auf sie los oder wenden sie schnell auf den Rücken um. Wenn die Schildkröten sehr groß sind, so sind mehrere Leute zum Umwenden erforderlich, oft müssen diese auch einen Hebel zu Hülfe nehmen. In noch nicht drei Stunden kann eine kleine Anzahl von Fischern 40 bis 50 Schildkröten, die noch voll Eier sind, umwenden. Bei Tage bringen sie die in Sicherheit, welche sie in

der vorigen Nacht gefangen haben. Sie schneiden sie auf und salzen das Fleisch und die Eier ein. Bisweilen gewinnen sie über dreißig Mäsel von einem gelben oder grünlichen Oele von einer einzigen großen Schildkröte, das sie zum Verbrennen, oder, so lange es frisch ist, zu verschiedenen Speisen brauchen. Manchmal schleppen sie die gefangenen Schildkröten auf dem Rücken nach Einfassungen fort, wo man sie zum gelegentlichen Gebrauche aufbewahrt. Die Landschildkröten können sich meist alle umwenden und wieder auf die Beine kommen, wenn man sie auf den Rücken wirft, was bei den Meerschildkröten nicht der Fall ist.

Die Schildkrötenfischer von den westindischen und den Bahamainseln, welche diese Thiere an der Küste von Cuba und der benachbarten Eilande fangen, beson-

ders die Caymana's, bringen ihre Ladung gewöhnlich in sechs Wochen oder zwei Monaten zu Stande. Nachher kehren sie mit den eingesalzenen Schildkröten nach Hause zurück, welche den Weißen und den Negern zur Nahrung dienen. Diese eingesalzenen Schildkröten sind in den amerikanischen Kolonien ein ganz nothwendiges Erforderniß.

Für die Seeleute sind auf ihren Fahrten die Seeschildkröten eine eben so große Wohlthat, als sie in Seestädten, wo die theuern Suppen davon gemacht werden, einen Luxusartikel ausmachen; in London kostet eine Portion dieser Suppe ungefähr $1\frac{1}{2}$ Thlr. unsers Geldes.

Außer den Menschen ist für die erwachsenen Schildkröten noch ein gefährlicher Feind der gefräßige Haifisch, der Thiere dieser Art auch verschlingt.



Der Schildkrötenfang.

Der Sanjac-Sherif oder die Fahne Mahomed's und die Kaaba.

Diese Fahne, unter den Muselmännern ein Gegenstand besonderer Ehrfurcht, war ursprünglich der Vorhang an der Thür des Zimmers von Mahomed's Lieblingsweibe. Sie wird als ein Palladium des Reichs bewahrt, und kein Ungläubiger kann sie ungestraft ansehen. Nur in dringenden Fällen, besonders im Kriege, verläßt sie Konstantinopel, und wird in großer Feierlichkeit dem Sultan vorgetragen; ihre Rückkehr wird von dem Volke, das die Hauptstadt verlassen, um ihr entgegen zu gehen, mit Jubelgeschrei begrüßt. Die Kaaba oder der schwarze Stein vor Mekka wird von den Türken ebenfalls sehr verehrt. Er befindet sich in dem Tempel, und man erwartet von

ihm, daß er am Tage des Gerichts werde mit der Fähigkeit zu sprechen begabt werden, um die Namen derjenigen frommen Muselmänner zu bezeichnen, welche wirklich die Pilgerreise nach Mekka ausgeführt und ihre Andacht an dem Grabe des Propheten ausgeströmt haben.

Die Schäferhunde in den Abruzzen.

Die Abruzzen oder Gebirgsgegenden des untern Italiens sind so wild und rauh und bergig, daß sie nur zur Weide, und namentlich zur Ernährung großer Schaafheerden benutzt werden können, die im Winter von den Hirten in Pferchen hinter den ärmlichen Wohnungen zusammengehalten werden, in der milden Jahreszeit aber auf den Bergen und in den Thälern wei-

den. Das wilde Gebirge aber enthält eine Menge Wölfe, und zum Schutz der Schaafe gegen sie dient, wie überall, der getreue, kluge, muthige Hund, welcher aber hier eine eigenthümliche, dem Neufundländer ähnliche Race bildet. Tag und Nacht umgeht er die Hütten der Bewohner, und ein Reisender, der in ihnen einen Aufenthalt sucht, erschrickt nicht wenig, wenn vielleicht zehn bis zwölf solcher vierbeiniger Wächter mit wildem Gebelle auf ihn los kommen. Hielten sie

nicht an, er wäre auf der Stelle verloren; denn für zwei solcher muthiger Thiere ist ein Wolf eine Kleinigkeit; wie sollte sich ein Wanderer, der sie unvermuthet trifft, widersetzen können? Unser Bild zeigt hier die schönen, kräftigen Thiere in einer sehr getreuen Abbildung, und von der wilden Gebirgsgegend, von den Hirten, die oben auf den Flächen der Felsen und Berge mit ihren Heerden herumwandern, giebt es eine nicht minder anschauliche Vorstellung.



Die Schäferhunde in den Abruzzern.

Hofleben in Persien.

Die religiösen Pflichten des Schah oder Königs von Persien verlangen von ihm, daß er früh aufstehe. Da er in den innern Gemächern schläft, zu denen der Zutritt keinem männlichen Diener erlaubt ist, so wird er daselbst nur von Weibern oder Verschnittenen bedient. Wenn er mit ihrer Hülfe angezogen ist, so bringt er einige Stunden im Harem sitzend zu, wo seine ersten Morgenstunden mit derselben Ceremonie begangen werden, wie in den äußern Gemächern. Weibliche Dienerinnen ordnen den Haufen seiner Weiber und Sklavinnen mit der sorgfältigsten Beobachtung des Ranges einer Jeden. Nachdem er den Bericht der mit der innern Leitung des Harems beauftragten Personen entgegen genommen und sich mit seinen Weibern, welche gewöhnlich sitzen, berathen hat, verläßt der Monarch die innern Zimmer. Im Augenblicke, wo er zur Thür heraustritt, wird er von seinen diensthabenden Offizieren begrüßt, und bezieht sich darauf in eine der großen Hallen, wo sich ihm seine Günstlinge nähern, mit denen er eine vertrauliche Unterhaltung anknüpft. Alle jungen Prinzen von Geblüte erscheinen bei dieser Gelegenheit, um ihm

ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Sobald dieß vorüber ist, verlangt er sein Frühstück. Die Bereitung seiner Mahlzeiten hat der Nauzir oder erste Haushofmeister zu besorgen. Die Speisen kommen in feinen Porzellanschüsseln mit silbernen Deckeln, und werden in eine Art von Mulde, welche von dem Haushofmeister verschlossen und versiegelt worden ist, gestellt. Diese wird mit einem reichen Shawl bedeckt, und dem Könige überreicht, nachdem der Nauzir das Siegel gebrochen und die Schüsseln vor ihn hingestellt hat. Einige der unerwachsenen Prinzen sind gewöhnlich zugegen und nehmen an diesem Mahle Theil. Der Leibarzt darf bei keinem Mahle fehlen. Seine Gegenwart, sagen die Höflinge, sey durchaus erforderlich, damit er sogleich ein Gegenmittel verschreiben könne, wenn dem Monarchen Etwas zustoßen sollte; allein diese Vorsicht verdankt ihren Ursprung ohne Zweifel jenem Argwohn, welcher beständig die Gemüther derer heimsucht, die despotische Gewalt ausüben. Wenn seine öffentlichen Pflichten besorgt sind, so zieht er sich gewöhnlich in seinen Harem zurück, wo er zuweilen einer kurzen Ruhe pflegt. Einige Zeit vor Sonnenuntergang erscheint er stets in den äußern Gemächern, und wid-

met sich entweder wiederum den öffentlichen Geschäften, oder reitet aus. Sein Mittagessen wird zwischen acht und neun Uhr aufgetragen, und zwar mit derselben Vorsicht und denselben Formalitäten, als das Frühstück. Er ist, wie seine Unterthanen, auf einem Teppiche sitzend, und die Gerichte werden auf ein reichgesticktes Tuch gestellt. Einige der früheren Könige pflegten sich öffentlich dem Genuße des Weines zu überlassen; allein Niemand aus der jetzigen königlichen Familie hat noch die religiösen Gefühle seiner Unterthanen durch eine so offenbare Verletzung der Gesetze Mohammed's gekränkt. Mit Scherbet gefüllte Schalen liefern das Getränk zum königlichen Mahle, und es giebt wenig Länder, wo mehr Sorgfalt darauf verwandt wird, um den Gaumen mit den leckersten Fleischspeisen zu kitzeln. Nach Tische zieht sich der König in seine innern Gemächer zurück, wo er sich oft bis spät in die Nacht mit den Sängern und Tänzerinnen des Harems belustigen soll. Unmöglich indes kann man etwas von seinen Beschäftigungen, nachdem er die Schwelle seines innern Palastes überschritten hat, mittheilen. Es umgeben ihn dort Szenen, die mehr, wie alle andern, darauf berechnet sind, die Menschheit zu erniedrigen.

In den Harems herrscht die strengste Disciplin, und das ist nöthig, um den Frieden in einer Korporation zu erhalten, wo der Uebermuth der Gewalt, der Stolz der Geburt, die Bande der Verwandtschaft, die Intriguen der List und die Anmaßungen der Schönheit in beständigem Streite mit einander liegen. Die gewöhnliche Lebensart des Königs wird oft von dringenden Staatsangelegenheiten, oft von Vergnügungen unterbrochen. Die regierende Familie hat bis jetzt jene entnervenden, süßigen Gewohnheiten verachtet, welche die letzten seffavearischen Monarchen bewogen, sich nur auf ihre Harems zu beschränken. Sie leitet nicht nur persönlich die öffentlichen Geschäfte, sondern treibt auch beständig männliche Uebungen, und verfolgt das Bild mit dem ganzen Eifer eines Stammes, der die Gewohnheiten seiner tartarischen Vorfahren ehrt. Der jetzige Schah ist ein fertiger Schütze und vortrefflicher Reiter. Wenige Wochen verstreichen, ohne daß er an den Freuden der Jagd Theil nimmt.

Der Schah hat einen Geschichtschreiber und einen Leibpoeten. Der Eine schreibt die Annalen seiner Regierung; der Andere, welcher einen hohen Rang am Hofe einnimmt, verfaßt Oden zu seinem Preise, und verherrlicht mit dankbarem Eifer die Freigebigkeit seines Gönners. Ein Niese und ein Zwerg gehörten zu einer Periode der jetzigen Regierung auch zum Hofstaate, und an einem Spasmacher, der einer außerordentlichen Freiheit der Rede genießt und in Kleidung und Betragen den Anschein der Nartheit annimmt, fehlt es nie. Die Einfälle dieser Spasmacher werden gewöhnlich belacht, auch wenn sie noch so bitter sind; und der König selbst ehrt ihre Vorrechte. — Der Stamm, zu welchem Kerrim Khan gehört, spricht eine Sprache, die ihrer Rohheit wegen der barbarische Dialekt genannt wird. Als dieser Fürst einst sich öffentlich zeigte, befahl er seinem Spasmacher, zu gehen und den Hund, der so laut bellte, zu fragen, was er wolle. Die Höflinge lächelten über diesen Einfall ihres Monarchen. Der Spasmacher ging, und nachdem er eine Zeit lang mit tiefer Aufmerksamkeit gehorcht zu haben schien, kehrte er zurück, und sagte ernsthaft: „Ew. Majestät müssen Eimen der vornehmsten Offiziere aus ihrer eigenen Familie senden, um zu berichten, was jener Herr spricht; er

redet keine andere Sprache, als den barbarischen Dialekt, den Jene sehr gut verstehen, von dem ich aber kein Wort verstehen kann.“ — Der gutmüthige Monarch lachte herzlich über diese Antwort, und machte dem Witzlinge ein Geschenk. Diese Anekdote, deren sich noch viele hinzufügen lassen, zeigt, daß ein geringer Unterschied zwischen dem Spasmacher eines neuern Hofes von Persien und denen, wie sie vor Zeiten an den Höfen Europa's existirten, Statt fand. Eine Aehnlichkeit, selbst in unbedeutenden Dingen, verdient Aufmerksamkeit, da sie uns auf Schlüsse über das Fortschreiten der Kenntnisse und die Lage der Gesellschaft leiten kann; und aus dem Charakter ihrer Vergnügungen können wir vielleicht eben so richtig, als aus ihren ernstern Beschäftigungen den Grad von Bildung, den ein Volk erreicht hat, beurtheilen. An dem Hofe befindet sich noch ein Individuum, welches der Geschichten-Erzähler seiner Majestät heißt; und die Pflichten seines Amtes verlangen einen Mann von nicht geringen Kenntnissen. Obgleich die Perser öffentliche Darstellungen außerordentlich lieben, so haben sie doch keine, die den Namen von Theaterunterhaltungen verdienen. Allein wenn sie auch unser regelmäßiges Drama nicht kennen, so sind doch ihre Geschichten manchmal sehr dramatisch, und die Erzähler derselben entfalten dabei zuweilen eine solche dramatische Geschicklichkeit und so mannichfaltige Kräfte, daß, wenn man auf ihr verstelltes Gesicht und ihre veränderte Stimme achtet, man kaum glauben sollte, es sey dieselbe Person, welche in einem Augenblicke eine einfache Begebenheit mit natürlicher Stimme erzählt, dann in dem rauhen, grimmiigen Tone beleidigter Autorität fortfährt, und zuletzt die erregten Leidenschaften mit den sanftesten weiblichen Lauten besänftigt. Die Kunst, Geschichten zu erzählen, gewährt Vortheile und Ansehen. Viele versuchen es, aber Wenige mit Erfolg.

Der Geschichtenerzähler muß bei allen Gelegenheiten seinen Dienst versehen. Es ist gleicherweise seine Pflicht, die Mühseligkeit einer langen Reise zu verkürzen, als den Geist des Monarchen zu erheitern, wenn er von Staatsgeschäften ermüdet ist; und seine Erzählungen werden kunstvoll der jedesmaligen Laune und Gemüthsstimmung des Herrschers angepaßt. Bald erzählt er eine Gespenstergeschichte, bald von den Thaten früherer Herrscher, oder von der Liebe irgend eines irrenden Prinzen; oft auch behandelt die Erzählung gemeinere Gegenstände und der Schah wird mit niedrigen und obscönen Abenteuern unterhalten. An keinem Hofe wird das Ceremoniell strenger beobachtet. Blicke, Worte, Körperbewegungen, Alles ist nach den bestimmtesten Formen festgesetzt. Zeigt sich der König öffentlich sitzend, so stehen seine Söhne, Minister und Höflinge aufrecht, die Hände über der Brust gekreuzt, und genau an dem Platze, der ihrem Range gebührt. Sie beobachten seine Blicke, und ein Wink ist ihnen Befehl. Wenn er zu ihnen spricht, so hört man wohl eine Stimme antworten, und sieht Lippen sich bewegen, aber keine Regung verräth, daß in irgend einem andern Theile der Maschine Leben sey. Der Monarch spricht oft in der dritten Person: „Es hat dem Könige gefallen, — der König befiehlt!“ — Seine Minister nennen ihn den „Gegenstand der Aufmerksamkeit der Welt.“ — Ihre Redeformen sind eben so sonderbar, als ihre Ceremonien, und der höhere oder niedere Rang wird nach allen seinen Abstufungen in die Ausdrücke der gewöhnlichsten Unterhaltung verflochten.

Vögel und Insekten.

Einen besondern Stoff zur Betrachtung geben uns die sich von Insekten nährenden Vögel, und es wäre wohl interessant zu wissen, wie groß wohl die Menge der Insekten sey, welche diese Vögel in der Brutzeit nöthig haben. In Amerika hat Jemand beobachtet, daß ein Paar kleine Vögel vom Geschlechte des Zaunkönigs in einer Stunde 40 bis 60 Mal Insekten nach ihrem Neste brachten, ja einst brachten sie solches Futter nicht weniger als 72 Mal in einer Stunde. Sie beschäftigen sich damit den größten Theil des Tages; nimmt man an, daß sie nicht mehr als 12 Stunden diesem Geschäfte obliegen, so wird ein einziges Paar dieser Vögel an einem Tage wenigstens 600 Insekten vernichten, in der Voraussetzung, daß ein Vogel jedes Mal ein einziges Insekt bringt; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß er sich oftmals mehrerer auf einmal bemächtigt.

Wenn man den Gegenstand aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, so ist die Vernichtung der sich von Insekten nährenden Vögel in vielen Fällen nachtheilig. Ein treffendes Beispiel ist folgender Umstand: In Nordamerika war die Zahl der Krähen oder Saatkrähen, in Folge der von der Regierung ausgelegten Preise zur Vertilgung dieser Vögel, so sehr vermindert und die Vermehrung der Insekten so groß geworden, daß die Regierung sich genöthigt sah, eine Gegenbelohnung zur Beschützung der Krähen auszusprechen. — Weil diese Krähe sich auch von Korn und Samereien nährt, so ist sie von den meisten Landwirthen irriger Weise als eine Feindin betrachtet worden, und man hat in vielen Bezirken Versuche gemacht, sie zu vertreiben oder ihre Brut auszurotten. Aber wo diese Maßregel ihre Wirkung gethan hatte, folgte allemal der bedeutendste Nachtheil für das Korn und andere Nahrungspflanzen, nämlich durch die ungehemmten Verwüstungen der Regenwürmer und Raupen. Durch die Erfahrung belehrt, fanden die Pächter nun, daß die Beförderung der Vermehrung der Saatkrähe so sehr zu ihrem Wohle ist, weil sie den Acker von der Made des Matkäfers befreit, eines Insektes, das in manchen der südlichen Provinzen sehr häufig ist.

In England wurde darüber gestritten, ob die Vogelfänger, weil sie die Zahl der Vögel vermindern, den Gärten einen großen Nachtheil zu Wege bringen; und dieser Nachtheil schien Einigen so sehr bedeutend, daß man bei dem Parlamente einkommen wollte, in einem Kreise von zwanzig Meilen um London den Vogelfang und die Vogeljagd unter gewissen Strafen zu verbieten.

In Betreff der Schwalben sagt ein vortrefflicher Naturforscher, „daß sie für uns ganz unschädlich sind, und da sie uns von unzähligen Insekten befreien, so müssen wir sie, so zu sagen, heilig halten. Ohne ihre wohlthätige Hülfe würde unsere Atmosphäre kaum von Menschen bewohnbar seyn; denn sie nähren sich gänzlich von Insekten, welche, wenn die Schwalben sie nicht verminderten, uns umschwärmen und quälen und eine wahre ägyptische Plage verursachen würden. Die unzählige Menge Fliegen, die in einer kurzen Zeit von diesen Vögeln vertilgt werden, wird kaum von denen geglaubt, welche sich nicht wirklich davon überzeugt haben.“ Er beweiset diese Behauptung durch eine von ihm geschossene Mauerichwalbe. „Es war in der Brutzeit, sagt er, als die Jungen bereits ausgebrütet waren, wo bekanntlich die Alten in beträchtlicher Entfernung von ihrem Neste umherfliegen, um für ihre Jun-

gen Fliegen zu bringen. Als ich meine unglückliche und unrechtmäßig erworbene Beute aufnahm, sah ich aus dem Schnabel des Vogels eine Anzahl Fliegen hervorkommen, von welchen einige verstümmelt und andere weniger beschädigt waren; die Kehle und der Bauch schienen durchaus von ihnen vollgestopft zu seyn, und zuletzt kam eine ungläubliche Menge hervor. Man kann mir glauben, daß ich nicht übertreibe, wenn ich behaupte, daß die Masse Fliegen, die eben von dieser einzigen Mauerichwalbe gefangen worden, größer war, als sie zusammengedrückt die Höhlung eines gewöhnlichen Suppenlöffels fassen konnte.“

Stroh, ein Löschmittel.

Großes Aufsehen erregt jetzt die von dem mächtigen Wirtschaftsinспекtor Liehr gemachte Entdeckung: Feuer durch Häcksel (Häckerling) zu löschen, welche sich in mehreren höchst interessanten Versuchen bewährt hat. Als den auffallendsten führt ein sachkundiger Berichterstatter folgenden an: „Eine halbe Klafter recht trocknen Buchenholzes ward angezündet, im heftigsten Brande mit einigen Schaufeln Häcksel überschüttet und auf letzteren sodann Schießpulver geschüttet; das brennende Holz erlosch sogleich, und das Schießpulver, welches doch vom Feuer nur durch eine Lage Häcksel getrennt war, wurde nicht entzündet.“ Der nämliche Erfolg trat ein, als man eine Pfanne brennenden Fettes mit Häcksel überschüttete. — Bestätigt sich diese Schutzkraft des Häcksel gegen das Feuer unter allen Umständen, besonders auch, wenn er schon alt und sehr trocken geworden ist, so wäre die Entdeckung eine überaus wichtige und wohlthätige; denn es giebt eine Menge von Drtschaften, die im Sommer Wassermangel leiden — vom Gefrieren im Winter gar nicht zu reden — und wo Feuergefährlichkeit also doppelt furchtbar erscheint; an solchen Orten hätte man demnach künftig nur einen Vorrath Häcksel, der immer zu haben ist, in Bereitschaft zu halten. — Ueber den Grund dieser merkwürdigen Erscheinung sind die Naturforscher noch nicht ganz einig, obgleich man schon länger weiß, daß dem Häcksel eine gewisse Undurchdringlichkeit gegen besondere Stoffe beiwohnt, wie z. B. gegen üble Ausdünstungen und Gerüche. Gleichwie nun der Niesstoff hier von ihm zurückgehalten wird, eben so besitzt er wahrscheinlich auch die Kraft, das eigentliche Feuer und seine Wirkungen zurückzuhalten, wofür auch der Versuch spricht, den man gleichfalls gemacht, daß man eine glühende Eisenstange in einen Haufen Häcksel gesteckt hat, wodurch dieser nicht nur nicht entzündet wurde, sondern die Stange vielmehr schnell erkaltete.

Daniel Defoe.

Den originellen Defoe, einen Engländer, 1663 in London geboren, dessen Bild wir hier vor uns haben, kennen nicht viele deutsche Leser; denn selbst Engländer wissen wenig von ihm. Aber er verdient, von uns Allen freundlich in's Andenken gebracht zu werden. Warum? Er ist der Verfasser des Robinson Crusoe. Allerdings zwar verdanken wir Deutsche die treffliche Kinderschrift, die uns Alle in der Jugend so sehr ergötzt und belehrt hat, zunächst dem berühmten Campe; allein Campe würde vermuthlich nie auf den Gedanken gekommen seyn, ihn zu schreiben, wenn ihm nicht

Defoe Vorgänger gewesen wäre. Der Letztere ist aber nicht bloß, insofern er als Verfasser des ersten Robinson gänzlich vergessen ist, vom Unglücke verfolgt worden, sondern er gehörte überhaupt zu den Männern, die mit allen ihren Bestrebungen nichts, als ein kummervolles Leben fristen. Ursprünglich hatte er sich dem



Daniel Defoe.

Gewerbe und Handel gewidmet; allein den letzteren mußte er mit großem Verluste aufgeben, und 1692 mit Banquerout endigen, ohne daß ihm, außer der Armuth, etwas Anderes, als der Nachruhm blieb, daß er, so lange er lebte, jeden ersparten Pfennig hingab, um die Gläubiger, welche an ihm verloren hatten, zu befriedigen. Von 17,000 Pf. zahlte er nach und nach auf solche Art 12,000 ab, die alle als mühsame Ersparnisse seines literarischen Fleißes anzusehen waren. Er trat nämlich von der Zeit an, wo er Banquerot gemacht hatte, als politischer und satyrischer Schriftsteller auf; aber auch hier verfolgte ihn ein widriges Geschick; theils zog er sich Haß und Verfolgung, und sogar Gefängniß zu, theils schlugen mehrere Arbeiten nicht ein, oder wurden unterdrückt, welche, späterhin von einem Andern wieder aufgegriffen, den Nachfolger mit Ehren und Reichthümern überschütteten. Von allen seinen Werken machte keins mehr Glück, als eben der genannte Robinson Crusoe, den er 1719 schrieb. Der Buchhändler Taylor kaufte das Manuscript, nachdem es alle andern zurückgewiesen hatten, und gewann, wie man sagt, 1000 Pfund daran. Noch immer ist es eine Lieblingskinderchrift in England, wie Campe's Arbeit unter uns. Der Verfasser selbst aber starb, ob man schon 210 Aufsätze von ihm aufführt, die er geschrieben hat, in großer Armuth am 26. April 1731

W o c h e.

Am 26. Oktober 1684 wurde in Schwedisch-Pommern der preussische General-Feldmarschall Kurt Christoph Graf von Schwerin geboren. Er studirte zu Greifswalde, Leyden und Rostock, doch trat er nach

dem Tode seines Vaters in holländische Kriegsdienste im 17. Jahre seines Alters, als Fähnrich in der Compagnie seines ältern Bruders. Unter Eugen und Marlborough focht er tapfer in den berühmten Schlachten bei Ramillies und Malplaquet, so wie bei dem Angriffe des Schellenberges, wo sein Bruder fiel. 1708 trat er als Obrist in mecklenburgische Dienste, und ging in dieser Zeit (1711) auf ein Jahr nach Venedig zu Karl als Gesandter. Einige Zeit darauf, als die mecklenburgische Armee entlassen wurde, trat er in preussische Kriegsdienste, und ging als Gesandter nach Warschau. Als Friedrich der Große 1740 den Thron bestieg, erhob er Schwerin in den Grafenstand und ernannte ihn zum Feldmarschall, welcher Ehrenstelle er sich in den nachher ausbrechenden Kriegen vollkommen würdig zeigte; er hatte 1741 großen Antheil an dem Siege bei Molwitz, und auch in den ersten Feldzügen des siebenjährigen Krieges hatte der Greis seine Feldherrntalente bewährt, als er in der Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757, die Fahne in der Hand, von vier Kartätschenkugeln getroffen, todt zur Erde sank. Auf dem Wilhelmsplatz zu Berlin ist, zur Anerkennung seiner Verdienste, eine marmorne Bildsäule des Helden aufgestellt.

Am 27. Oktober 1462 eroberte Adolph II., im Jahre 1461 zum Kurfürsten von Mainz gewählt, die Stadt Mainz, obgleich er kurz vorher an seinen Nebenbuhler Dither von Isenburg die Schlacht bei Eckenheim verloren hatte. Adolph II. behauptete sich im ungestörten Besitze seiner Kurwürde vom Jahre 1463 bis zum Jahre 1475, welches sein Todesjahr war.

Am 28. Oktober 1827 wurden der naturforschenden Gesellschaft zu Götting in der Oberlausitz durch eine königl. preussische Kabinettsordre die vollen Rechte einer privilegierten Gesellschaft ertheilt und die Statuten derselben landesherrlich bestätigt.

Am 29. Oktober 1762 fand das letzte merkwürdigere Treffen des siebenjährigen Krieges zu Freiberg Statt, in welchem die österreichische Armee, besonders durch Seydlitz und Kleist, gänzlich geschlagen wurde. Die Preußen hatten 1400 Tode und Verwundete, die Feinde deren über 3000, und außerdem einen Verlust von 28 Kanonen, 9 Fahnen und einem großen Theile der Bagage.

Am 30. Oktober 1697 schloß Oesterreich, nachdem sich seine Bundesgenossen, Spanien, England, Holland, Preußen, allmählig zurückgezogen hatten, mit Ludwig XIV., König von Frankreich, den Frieden zu Ryswick. Frankreich behielt demselben zufolge das ganze Elsaß nebst der Stadt Straßburg, trat aber alle übrige von ihm besetzte Orte ab, und gab Breisach und Freiburg zur Schadloshaltung für Straßburg an den Kaiser, Philippsburg und Kehl aber, mit den dabei befindlichen Festungswerken, an das Reich, und die Ruhe war nun, wiewohl nur auf wenige Jahre, hergestellt.

Am 31. Oktober 1796 erging in Frankreich ein strenges Verbot gegen Einführung aller englischen Waaren über die französischen Grenzen, und dieses Verbot war auch für Deutschland nicht ohne fühlbare Folgen.

Am 1. November 1827 wurde zu München eine neue polytechnische Lehranstalt feierlich eröffnet. Die Errichtungsurkunde wurde von König Ludwig I. von Baiern am 27. September 1827 unterzeichnet.

Verlag von Bossange Vater in Leipzig.
unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.